

Die unvollendbare Welt

Von AUGUST BRUNNER S.J.

Wer um die grundlegende Wichtigkeit der Religion für die Kultur weiß, dem kann angesichts der Religionslosigkeit, ja Religionsunfähigkeit als Massenerscheinung der heutigen Zeit um den Fortbestand der Kultur bange werden. Schlimmer aber noch als der mögliche Untergang einer Kultur, die ja keine Verheißung ewiger Dauer in sich trägt, ist die Verarmung des Daseins an menschenwürdigem Inhalt und der um sich fressende Verlust an menschlicher Substanz, die mit der Gleichgültigkeit in religiösen Dingen Hand in Hand gehen. Die Einebnung und Vermassung findet keinen Widerstand mehr, und mit ihnen drängt wie eine steigende Flut alles überschwemmend das an, worin die Menschen am leichtesten übereinstimmen, der rücksichtslose Machtkampf und der Abfall in eine neue Primitivität des Urteilens und Fühlens.

Mit Wehmut denkt man an die Zeiten, etwa im Heidentum, wo die Religion eine selbstverständliche Sache der Öffentlichkeit nicht weniger als des einzelnen war; wo die Wirklichkeit und die Bedeutung des Göttlichen nur ausnahmsweise und von Einzelgängern in Frage gestellt wurden. Noch gingen da die Pflichten gegen dieses Göttliche und der Schutz der irdischen Belange einträchtig zusammen. Wie der Mensch ohne Mühe und Zwang nach Reichtum, Vergnügen, Ansehen und Geltung strebt und die Anstrengung nicht scheut, die ihr Erwerb ihm auferlegt, so kam es ihm auch als selbstverständlich vor, daß man das Göttliche mit Gaben und Feiern zu ehren habe. Verteilte doch schließlich die göttliche Macht alle diese Güter. Die Lieblinge der Götter waren mit Reichtum und mit Erfolg in allen Unternehmungen gesegnet. Was war natürlicher, als daß man sie um ihre Hilfe anging und da, wo man seine Wünsche erfüllt sah, ihnen den gebührenden Teil in Opfern und Kultbauten zurückerstattete?

Wie der einzelne, ja mehr noch, fühlte sich die Gemeinschaft mit dem Göttlichen ganz natürlich verbunden. Das Wohlergehen der Sippe, des Stammes oder der politischen Einheit war zugleich eine Gabe der Götter und ein Erweis ihrer größeren Macht. Sie selbst hatten reichere Gaben von ihrem Wohlwollen für den Menschen zu erhoffen. Darum lag dieses Wohlergehen nicht weniger in ihrem Interesse als in dem der ihnen zugehörigen Menschen. Der Untergang der Gemeinschaft würde nicht nur die Ohnmacht ihrer Götter allen kundtun; diese verlören auch die Verehrer, auf die man sie angewiesen dachte. So ging die Religion in die gleiche Richtung wie die natürlichen Interessen des Menschen. Für den ersten Anblick wenigstens herrschte

eine ungestörte Einheit zwischen dem Himmlischen und dem Irdischen. Der Mensch wurde durch den Kult der Götter seinen übrigen Aufgaben nicht entzogen. Er war sich selbst nicht entfremdet, sondern fand in der kultischen Feier eine gewünschte Erhöhung seines Daseins, eine willkommene Bestätigung seiner selbst und seiner Macht, ein Gefühl der Sicherheit und Kraft gegen alles, was sein Leben beunruhigte und gefährdete. Familie, Sippe, Heimat und Vaterland waren ungeteilt aufgenommen in den göttlichen Bereich; Irdisches und Himmlisches bildeten eine einzige, ungetrübte Einheit.

Darum ist es nicht erstaunlich, daß die Religion, so beschwerlich sie zuweilen werden mochte, so groß die Opfer an äußeren Gaben waren, die die Götter forderten, doch wie selbstverständlich mit zum Leben gehörte und als fraglose Pflicht geübt wurde. Immer und von allen Seiten her war das Göttliche gegenwärtig und in seinen Mächten hold oder unhold zu verspüren. Auf allen Seiten fühlte sich der Mensch vom Geheimnis umwittert und jeder Vordergrund verwies in unbetretbare Tiefen. Der Glanz des gestirnten Himmels mit seiner Erhabenheit über alles Irdische, die Schrecken von Blitz und Donner, das unbegreifliche Aufblühen und Vergehen der Pflanzen, das Schicksal von Geburt und Tod sprachen von den Mächten, die auch den dunkeln Wald und die finstere Schlucht, die Quell und Bach bevölkerten. Die Religion war eine leibhaftige Wirklichkeit, die zu beweisen niemand das Bedürfnis empfand; war sie doch wirksam da wie der Nachbar oder der Fels neben dem Haus und der Baum am Weg. Ein Narr, wer ihr Dasein in Frage stellte, närrischer noch als der, der an der Wirklichkeit der Dinge, mit denen er Tag um Tag zu tun hat, zweifeln wollte. Wie diese jedem, der sich praktisch so benehmen wollte, als seien sie unwirklicher Schein, ihre harte Wirklichkeit schmerzlich zu fühlen gäben, so ginge es auch dem Unsinnigen, der sein Leben auf der Voraussetzung aufbauen wollte, das Göttliche sei weiter nichts als eine menschliche Einbildung.

Wie schmerzlich weit sind wir von dieser geschlossenen Welt! Irdisches und Himmlisches sind nicht nur nicht mehr eine selbstverständliche Einheit; nein, sie stehen in einem unversöhnlichen Gegensatz. Wer der irdischen Segnungen teilhaftig werden will, muß auf die himmlischen verzichten. Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon; wer dem einen willig ist, muß den andern hassen. Die Wahl bleibt keinem erspart. Wer für den Himmel lebt, den trifft der Vorwurf, daß er der Erde untreu wurde und vor ihren Aufgaben versagt habe. Beides ist nicht mehr in einem Menschen zu vereinen. Und so ist der Mensch zerrissen, mit sich selbst uneins, nie zufrieden, weil in ihm, wenn er das eine innig umfängt, das Verlangen nach dem andern, das ihm darüber entgeht, laut aufzubegehren beginnt. Das heutige Bewußtsein ist wirklich das „unglückliche Bewußtsein“, wie es Hegel dargestellt hat.¹

Es ist aber nicht so, als ob für die heutige Erfahrung die beiden unversöhnbar getrennten Teile einander als gleichwertig und gleich wirklich gegen-

¹ Hegel, Phänomenologie des Geistes. 2. Auflage, Berlin 1841, S. 154—160.

überträten. Wirklich ist für das unmittelbare Erleben des heutigen Menschen nur noch das Irdische, ja, unter diesem Irdischen nur noch das Sichtbare und Greifbare, das Stoffliche, das technisch Verwendbare. Das Geistige und vor allem das Göttliche ist in ein unfaßbares Jenseits gerückt. In der Welt stößt man nirgendwo darauf. In keiner Erfahrung wird man seiner inne. Nur der Glaube, als ein unsicheres Vermuten und ein gegenstandsloses Fühlen ausgelegt, so lehrt man, gibt dunkle Kunde von seinem fremden, unverstehbaren Dasein, „das gestaltlose Sausen des Glockengeläutes oder eine warme Nebelerfüllung, ein musikalisches Denken“, wie Hegel an der gleichen Stelle sagt (S. 159). „Es wird diesem unendlichen reinen inneren Fühlen wohl sein Gegenstand; aber so eintretend, daß er nicht als begriffener, und darum als ein Fremdes eintritt“ (ebd.), „das unerreichbare Jenseits, welches im Ergreifen entflieht oder vielmehr schon entflohen ist“ (ebd.).

Ist es da verwunderlich, wenn im Widerstreit zwischen Irdischem und Himmlischem jenes einen vollen Sieg davongetragen hat? Wenn die große Mehrheit der Menschen abendländischer Kultur nur mehr dem Irdischen lebt und für das Göttliche keinen Sinn mehr hat? Ja, der Materialismus in seinen verschiedenen Gestalten, als Lehre und mehr noch als Lebenshaltung, redet den Menschen immer lauter, immer gebietender und immer herrischer zu, der Stoff allein sei die ganze Wirklichkeit und das Gesetz seiner Bewegung das unentrinnbare Weltgesetz, dem sich der einzelne ohne Widerstand und ohne Klage zu unterwerfen habe. Verwunderlich allerdings, daß Unterwerfung gefordert und grausam erzwungen wird, wo nach dem Grundgesetz des Materialismus sie sich doch von selbst einstellen müßte und eine Abweichung von dem notwendigen und eindeutigen Geschehen des Stoffes und seiner Gesetze auch nicht einmal als wahnsinnige Einbildung möglich sein dürfte. Denn noch ist ja nicht erlebt worden, daß ein Stein eines Tages aus purem Trotz sich dem Fallgesetz unbotmäßig gezeigt hätte.

Weithin ist der Sinn für Religion, Kult und Gebet geschwunden und fast unverständlich geworden. Ein religiöser Mensch, für den das Unsichtbare genau so selbstverständlich wirklich ist wie das Sichtbare, und das Göttliche ebensoviel oder noch mehr Gewicht hat als das Technische, ist in dem heutigen Zeitalter beinahe eine Kuriosität geworden, ein Überbleibsel aus längst vergangenen Jahrhunderten, das man nur in Museen zu finden erwartet. So weit ist die heutige Welt von der Selbstverständlichkeit der Religion entfernt! Die Wirklichkeit ist für den Menschen ohne Geheimnis, klar durchschaubar, Oberfläche ohne Tiefe. Luftleer ist der religiöse Raum geworden; man kann kaum mehr in ihm atmen! Eine völlig profane, auf sich selbst und die eigene, für absolut gehaltene Gesetzmäßigkeit gegründete Welt steht einer „reinen Geistigkeit“ gegenüber, deren Reinheit sich in Unwirklichkeit zu verflüchtigen droht. Die Sorgen dieser Erde und die Angelegenheiten des Himmels haben nichts mehr gemein und verdrängen einander. Religion ist zu einer mühsamen und anstrengenden Leistung geworden, deren Sinn und Berechtigung den meisten verborgen bleibt.

Es ist kein Zweifel, daß diese Entwicklung im Christentum besonders verständlich ist. Der Gott, der sich hier offenbart hat, ist nicht wie die heidnischen Götter eine innerweltliche Macht. Seine Gaben sind nicht die Güter dieser Welt. Die ersten Worte der Bergpredigt (Mt 5, 3 ff.) preisen als selig, was der Mensch seinem natürlichen Empfinden nach als das größte Unglück empfindet. Das Weh erklingt nicht mehr wie früher über die Armen und Enterbten, sondern über die Reichen und Satten und Erfolgreichen (Lk 6, 24 ff.). Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt (Joh 18, 36). Irdischer Erfolg ist nicht länger mehr ein Zeichen von Gottes besonderer Gunst. Seit dem ersten Fall lebt im Menschen ein empörerischer Trieb nach Selbstbehauptung diesem Gott gegenüber. Das menschliche Tun und Schaffen steht nun irgendwie unter dem Einfluß des teuflischen Bestrebens, die eigene Existenz nicht als Gabe Gottes jeden Augenblick entgegenzunehmen und durch Anbetung und Dienst als solche anzuerkennen, sondern sie mit Hilfe der innerweltlichen Mächte ohne Gott zu sichern und zur Vollendung zu führen. Aber eine solche rein innerweltliche Kultur wird vom Christentum verurteilt. Es hat mitten in der Welt das Kreuz als das Zeichen der menschlichen Wirklichkeit hoch aufgerichtet; nicht länger mehr rundet sich alles im Kreis, in der vollkommenen Gestalt der Kugel. Es geht ein Riß durch alles hindurch; ein Widerspruch stört den reinen Zusammenklang.

Nicht als ob es im Christentum an Versuchen gefehlt hätte, den Riß wieder zu schließen und eine neue in sich einige Welt aufzubauen, eine erlöste, eine christliche Welt. Ist doch das Christentum die Religion der Menschwerdung Gottes. Das Christentum der karolingisch-ottonischen Welt war ein solcher Versuch.² Himmlisches und irdisches Reich bildeten damals eine große Einheit, die das ganze Leben umfaßte. Dienst für den Himmelskönig und Kriegsdienst für sein Abbild, den Kaiser des christlichen Reiches, gingen Hand in Hand. Gewinnung für das Christentum und Eroberung für das Reich bedeuteten die gleiche Aufgabe. Die Bischöfe waren die Großen in beiden Reichen. Die *fides* — Treue — bezeichnete in gleicher Weise das Verhältnis des Gläubigen zum himmlischen Herrn und des Lehnsträgers zu seinem Lehnsherrn. *Gratia* war die Huld des himmlischen wie des irdischen Herrschers. Die Liturgie wurde als himmlischer Hofdienst gefeiert. Die romanischen Kirchen, deren geheimnisgesättigtes Dunkel heute wieder eindringlicher zu uns spricht als die klare Durchsichtigkeit gotischer Dome, waren die Gottesburgen. Alles Sichtbare erstrahlte ohne Aufwand als Ausdruck und Symbol eines Unsichtbaren, in dessen Klima und Luft man lebte. Der damalige Mensch wußte sich tief geborgen in der patristisch-sakramentalen Welt, in der christliches und germanisches Erbe eine innige Vereini-

² Vgl. Fr. Heer, *Aufgang Europas*, Wien 1949, Europa-Verlag, 2 Bände (660 u. 219 S.). Dieses spannende Buch läßt uns in vielem das Mittelalter neu sehen. Nicht in der Renaissancezeit geschah der große Umbruch, sondern bereits in den spiritualistischen Bewegungen des 11. und 12. Jahrhunderts, die hier eingehend erforscht werden. Alle folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Zeit sind nur die Auswirkung dessen, was in diesen Jahrzehnten grundgelegt wurde.

gung eingegangen waren. Er hatte keine Probleme; das Dasein des Überirdischen, des Christlichen stand ihm greifbar vor Augen. Nicht beweisen wollte er es durch seine Theologie, sondern seinen Reichtum in Symbolen immer herrlicher entfalten, um sich um so inniger des köstlichen Besitzes zu erfreuen. So sind noch die Werke des Anselm von Canterbury zu verstehen, des letzten Theologen und „größten Sprechers der ‚alten Welt‘, welche Gott, Weltordnung und Natur als Einheit, in die sich der Mensch einzufügen hat, begreift“.³ Eine einzige geistlich-irdische Gemeinschaft umschloß alle und alles. Die Selbstverständlichkeit, mit der noch kurz zuvor die heidnischen Vorfahren ihre germanischen Götter geehrt und ihnen gedient hatten, war auf das Christentum übergegangen, seitdem die Siege der christlichen Kaiser über die heidnischen Stämme die Überlegenheit des „weißen Christ“ über die alten Götter erwiesen hatte. Religion und Politik, himmlischer Glanz und irdische Prachtentfaltung, Heiligkeit und herrscherliche Majestät hatten sich zu einer sinnerfüllten Welt zusammengefunden, in der jeder seinen bestimmten Platz, seine besonderen Pflichten und die ihnen entsprechenden Ansprüche schon durch seine Geburt zugewiesen bekam.

Aber im 11. und 12. Jahrhundert ist die schöne Einheit dieser Welt zerbrochen. In langwierigen Kämpfen machte sich die Kirche von der irdischen Macht frei, und seitdem haben sie sich nie wieder gefunden. Seitdem geht der Gegensatz zwischen dem Religiösen und Politischen durch die abendländische Welt. Der Riß hat sich stetig erweitert. Schon im Spätmittelalter wurde die Transzendenz Gottes einseitig betont; und die Reformation verschärfte diese Lehre bis zur Trennung des Innern und Äußern, bis zur Zerstörung der sichtbaren Kirche als des Gefäßes der Offenbarung und der Gnadenmittel. Gleichzeitig kam mit der Renaissance eine rein diesseitige Gesinnung herauf und bezauberte die Herzen durch den hohen Glanz ihrer Schönheit. Es ist unnötig, auf die weitere Entwicklung einzugehen, in der sich die Übermacht des Sichtbaren und technisch Anwendbaren immer entschiedener durchsetzte und nicht nur das Göttliche immer selbstverständlicher als eine Ausgeburt primitiver Weltangst abgetan wurde, sondern auch die menschliche Geistigkeit immer karger auf die wissenschaftliche Erkenntnis zusammenschrumpfte und heute praktisch von der öffentlichen Meinung verleugnet wird. Gewiß sind immer wieder Versuche unternommen worden, die ursprüngliche Einheit herzustellen. Dem Barock schien es noch einmal zu gelingen, Himmel und Erde zu versöhnen. Aber die Aufklärung ließ schließlich nur das Irdische gelten. Auch der Idealismus wollte die ganze Wirklichkeit als eine geistige Einheit begreifen; die Rückkehr zur Einheit war das große Anliegen des jungen Hegel. Aber es war eine einseitige Einheit, wo der Geist alles sein und der Stoff nur eine seiner Daseinsweisen bedeuten sollte. Diesen Geist selbst verstand man zudem nur als den Inbegriff der menschlichen Geistigkeit, die sich schon längst an die Stelle des christ-

³ Fr. Heer, a. a. O., I, S. 166.

lichen Gottes geschoben hatte und mit einigen seiner Eigenschaften bekleidet worden war. Darum mußte der Gegensatz des Materialismus einsetzen. Der idealistische Gott wurde durch ihn mit Recht vom Thron gestürzt. Und da dem Lebensgefühl eines einseitig naturwissenschaftlich-technisch eingestellten Zeitalters die Wichtigkeit des stofflichen Geschehens und seiner Gesetze besser einleuchtete, wurde nun die Einheit dadurch zu verwirklichen versucht, daß man den Geist als Ergebnis des stofflichen Geschehens ohne eigene Selbständigkeit erklärte. Damit ist die Entzweiung zwischen Stoff und Geist, zwischen Gott und Welt wohl bis zum Äußersten ihrer Möglichkeiten gegangen. Größer wird der Riß nicht mehr werden können.

Der Riß hatte kommen müssen. Immer stärker war im frühmittelalterlichen Christentum die Gefahr zutage getreten, daß die Religion nur mehr die feierliche Verbrämung der politischen Macht sein dürfe, ein Vorwand, hinter dem sich sehr irdische Bestrebungen verbargen. Die Vertreter der Kirche erschienen in ihrem Auftreten als hohe weltliche Herren immer weniger christlich. Die Einheit drohte sich einseitig auf Kosten des christlichen Geistes durchzusetzen. Darum mußte sie den Widerstand des christlichen Denkens und Wollens aufrufen und an ihm auseinanderbrechen. Allzuviel Heidnisches war aus dem Germanentum in Brauch und Sitte zurückgeblieben. Ein seiner selbst immer stärker bewußt werdendes Christentum konnte die gefährliche Vermengung nicht dulden. So war der Bruch unvermeidlich. Und er war auch heilsam, so beklagenswert viele seiner Folgen auch waren. Denn an dem Gegensatz der geistlichen und weltlichen Gewalt ist das Abendland und seine Kultur groß geworden. Die Spannung zwischen den beiden Mächten ließ es nie zur Ruhe kommen und trieb es zu immer neuen Versuchen und neuen Unternehmungen. Vor allem aber fand die Freiheit zwischen den beiden Mächten einen Raum, wo sie sich entfalten konnte. Keine der beiden konnte den Menschen nunmehr ganz beanspruchen. Die kirchliche Macht verfügte immer weniger über weltliche Zwangsmittel. Der Staat mit dem erdrückenden Gewicht seiner physischen Macht andererseits war nicht mehr vom Glanz des Göttlichen umkleidet und auf seine Aufgabe, die äußere Ordnung zu gewährleisten und für das irdische Wohl zu sorgen, zurückverwiesen. Die frühmittelalterliche Einheit wäre wohl auf die Dauer zu einem „christlich-germanischen Sultanat“⁴ entartet, in dem jede Möglichkeit des geistigen Fortschritts ebenso erstickt wäre, wie es die Befreiung der unteren Stände aus ihrer Hörigkeit und Unwissenheit verhindert hätte.

Aber ebenso unerträglich ist nun der Zwiespalt zwischen dem Himmlichen und dem Irdischen geworden. Seitdem die göttlichen Mächte unsere Welt verlassen haben, ist sie flach und ohne Hintergrund geworden und verfällt immer mehr einer tödlichen Langweile. Etwas findet an ihr nicht mehr

⁴ Fr. Heer, a. a. O., I, S. 604.

sein Genügen, etwas in uns bleibt unbefriedigt und fühlt sich betrogen. Wir haben es verlernt, Feste zu feiern; in einer überschaubar klaren Welt gibt es keine besonderen Tage und Stunden für die Anwesenheit des Unsichtbaren, an das man zudem nicht mehr glaubt. Immer unabweisbarer wird nach mannigfachen Versuchen rein irdischer Sinngebung⁵ die Einsicht, daß es einen innerweltlichen Sinn des Lebens nicht gibt und daß doch der Mensch es in der klar erkannten Sinnlosigkeit nicht aushält. So sehnt sich der heutige Mensch zurück nach der Einheit der Welt, wie sie einst bestanden. Schon daß wir diese Welt und ihre Anliegen heute besser verstehen, daß wir sie nicht mehr einfach wie noch vor ein paar Jahrzehnten als Verderbnis und Zersetzung der Religion, eines vermeintlichen Christentums reiner Geistigkeit abtun, beweist, daß sich etwas geändert hat. Dafür sprechen auch noch andere Erscheinungen, so das Suchen nach einem neuen Symbolismus, das Verspüren eines Hintergründigen, wenn es auch vorläufig in unserer so aufgeklärten Welt in so abergläubischen Gestalten wie des seichten Gestirns-glaubens erscheint. In die gleiche Richtung weist der steigende Überdruß am technischen Fortschritt oder zum mindesten die Gleichgültigkeit ihm gegenüber, die noch vor dem ersten Weltkrieg unbegreiflich gewesen wäre. Wir beginnen wieder zu begreifen, daß alle Wissenschaft das Geheimnis des Daseins und des kleinsten Stäubchens nicht zu lüften vermag. Der so entstandene seelische Hohlraum ist gleichsam eine Art negativer Glaube, der einzige, dessen vorläufig die meisten überhaupt fähig sind; aber es kann bei dieser seiner Leere auf die Dauer nicht bleiben. So läßt vieles ahnen, daß wir in einer Weltstunde leben, in der das Pendel den äußersten Punkt seines Ausschlags erreicht hat, und es für einen Augenblick, einen beklemmenden Augenblick innehält, um dann langsam zuerst und immer mächtiger den umgekehrten Weg zu gehen. Diese Umkehr wird auch der letzte, bei seiner Geburt bereits überlebte Ausläufer der Geistigkeit der letzten Jahrhunderte, der kommunistische wie der kapitalistische Materialismus nicht aufhalten, sondern nur beschleunigen. Eine neue Eingeburt des Göttlichen und Himmlischen ins Weltliche, des Geistigen ins Leibliche steht bevor. Danach rufen heute alle Herzen.

Aber die neue Einheit kann keine einfache Wiederholung früherer Zeiten bedeuten. Keine Wiederkehr des Mittelalters steht bevor. Das Pendel macht wohl zurückkehrend in umgekehrter Reihenfolge Aufstieg und Abstieg immer den gleichen Weg; die Geschichte hingegen wiederholt sich nicht, so sehr eine Zeit sich mehr einer bestimmten Epoche der Vergangenheit verwandt fühlen mag als allen ändern. Auf eine neue Weise, deren besondere Form wir noch nicht kennen, und unter Voraussetzung der ganzen bisherigen Geschichte, muß die Menschwerdung für die Welt wirksam gemacht werden. Das Himmlische soll mit dem Irdischen wieder eine enge Verbindung eingehen, das Göttliche sich mit dem Menschlichen vereinen.

⁵ Vgl. Alfr. Müller-Armack, *Das Jahrhundert ohne Gott*. Münster 1948, Regensburg.

Aber die neue Einheit darf nicht wie im Heidentum durch die Erniedrigung des Göttlichen möglich werden; vielmehr soll das Irdische durch seine Verbindung mit dem Himmlischen erhoben, gereinigt und geheiligt werden. In dieser Erhebung soll es eine neue Freiheit gewinnen, die ihm erlaubt, dem Göttlichen auf jeden Wink zur Verfügung zu stehen und es zu offenbaren. Geistige Zucht und helle Wachsamkeit müssen die Gefahr abwehren, daß das Geistige durch das Leiblich-Stoffliche gebunden werde und erstarre.

Aus dieser wiedergewonnenen Einheit wird eine neue Symbolkraft erwachsen, deren Gebilde zum Geist und zum Herzen aller sprechen werden. In einer Zeit, die Denken und Ausdehnung mit Descartes als widersprüchlich einander entgegensetzte, den Geist zum abstrakten Denken verengte und die Körperlichkeit in Ausdehnung aufgehen ließ, mußte die symbol-schaffende Kraft verkümmern. Gegen die „Kritik der reinen Vernunft“ konnte die „Kritik der Urteilskraft“ sich nicht durchsetzen, weil sie keinen festen Boden mehr unter sich hatte. Wo die Wirklichkeit nur unter dem Gesichtspunkt der technischen Beherrschung betrachtet wird, da erblindet das Auge für die Transzendenz, in der der Geist durchscheint und der Mensch inne wird, daß das Stoffliche nicht die einzige Wirklichkeit ist.

Die Kirche hat auch in diesen mageren Jahrhunderten nie das Grundgesetz der Menschwerdung zugunsten einer unmenschlichen Geistigkeit preisgegeben. Sie hat es auf sich genommen, deswegen für rückständig und primitiv zu gelten; sie hat mit großem Schmerz, aber im Grundsätzlichen unbeirrt zugesehen, wie viele ihr den Rücken wandten. Der allgemeinen Zeitströmung entgegen hat das kirchliche Leben alle Kraft aufgeboten, das Erbe früherer Jahrhunderte an religiösem Ausdruck in Symbolen, Riten und Bräuchen zu bewahren und in bessere Zeiten hinüberzuretten. Aber sie war dabei in die Verteidigung gedrängt; denn auf das Leben der Gläubigen konnte der Zeitgeist nicht ohne Einfluß bleiben. In der dünnen Luft unwirklicher Geistigkeit wurde das lebendige Verständnis der alten Bildersprache immer karger und blasser. Sie redete nicht mehr selbstverständlich zu Geist und Sinn und machte so das Unsägliche sagbar. Was ein Mittel zum Verständnis gewesen war, verstellte nun eher wie ein toter Block den Weg. So mußte auch die schöpferische Kraft, die in früheren Jahrhunderten es verstanden hatte, je und je das Überkommene der Gegenwart anzupassen und es so lebendig zu halten, versiegen. Es kam seit langem zu keiner Entwicklung mehr, wie andere Zeiten sie so blühend aus sich hervorgetrieben hatten.

Eine neue Ausdruckskraft kann nur aus einer erneuten Geistigkeit entspringen; was Geist ist, muß in seiner Fülle und seinem Reichtum neu erfahren und begriffen werden. Nur Geist drückt sich aus und gibt der äußeren Form den Sinn, der die stoffliche, unmittelbar vorliegende Wirklichkeit übersteigend durchsichtig macht. Nur wo Geist im Leib ist und sich an ihm zeigt, da ist volle Menschlichkeit. Das Tiefste des Geistes aber, sein Quellgrund, aus dem jegliche Erneuerung entspringt, ist die Religion. Da ist die verborgene Stelle, wo der Geist mit dem Leib sich vereint und ihn

belebt. Darum hat jede Religion sich den ihr eigenen sichtbaren Ausdruck zu schaffen verstanden und mit ihm alle Bezirke des Lebens bereichert und vor ihnen Raum für ihre Entfaltung ausgebreitet.

Das also ist als dringende Aufgabe unserer Zeit gestellt: ein erneuertes christliches Leben, das aus der unseligen Spaltung zwischen Geistigkeit und Stofflichem wieder in die katholische Mitte der Verbindung beider unter der Führung des göttlichen Geistes zurückkehrt. Ein Christentum, das sich nicht auf eine Innerlichkeit zurückzieht, die die Welt dem Teufel und seinen Mächten überläßt, die nur zu begierig sind, diesen Raum zu besetzen, weil sie wissen, daß eine rein geistige Religion in einer profanen Welt verkümmern und absterben wird. Die restlose Eigengesetzlichkeit des Innerweltlichen ist durch die Menschwerdung aufgehoben; aufgehoben nicht in dem Sinn, daß seine Gesetze andere geworden sind, sondern daß diese Gesetzlichkeit in den Dienst einer höheren Macht zu treten hat. Christus lebte nur für den Vater; in dieser Hingabe ging seine Menschheit auf, aber so, daß sie sich gerade darin vollendete. Auf gleiche Weise muß auch alles: Wirtschaft und Wissenschaft und Kunst, wieder hineingenommen werden in die Strahlung des Christentums. Frühere Zeiten meinten zuweilen, dieses Ziel nur dadurch zu erreichen, daß die wahren Rechte der einzelnen Gebiete beschnitten wurden. Die Errungenschaft der letzten Jahrhunderte, die bleiben muß, ist aber die Erkenntnis der relativen Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit der einzelnen Kulturgebiete. Um sie zu behaupten, hielt man es für nötig, sich dem christlichen Einfluß ganz zu entziehen und das Innerweltliche absolut zu setzen. Heute schlägt diese Vergöttlichung der Kultur in wissenschaftliche Barbarei und die übertriebene Unabhängigkeit in kriechende Knechtschaft um. Es kann und darf eben im Menschen nichts absolut sein als die Selbstvollendung in der Hingabe an Gott. Alles andere muß von nah oder von fern zu dieser Sinnmitte des Daseins unterwegs sein. Sonst verfehlt es das innerste Wesen, schneidet sich von den Grundlagen seines Daseins ab und verfällt schließlich dem Tod durch Sinnlosigkeit. Aber das wahre Wesen eines jeden Bereichs, das haben die letzten Jahrhunderte gezeigt und das war wohl auch deren Aufgabe und Sinn, muß auch innerhalb der Religion den Raum finden, sich auszuwirken, ohne sich darin beengt zu fühlen. Christ werden bedeutet nicht aufhören Mensch zu sein: im Gegenteil, hier erst soll sich das Menschsein zur höheren Blüte entfalten, zum Nachbild dessen, der sich selbst den schlichten Namen „der Menschensohn“ gegeben hat.

Es wäre ein Irrtum zu meinen, eine bloße archaisierende Rückkehr zu den Ausdrucksmitteln früherer Zeiten, etwa des Mittelalters, würde schon genügen; wie es lebensfremde Romantik wäre, eine Wiederbelebung des Glaubens an göttliche Naturmächte, an Nixen und Kobolde, in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter für möglich zu halten. Diese meist neuplatonischen Denken entsprossenen Mittel setzen ein Weltbild voraus, das vorbei ist. Wir denken nüchterner, und die Entwicklung der letzten Jahrhunderte hat uns

das Auge geöffnet für die harte Wirklichkeit des Stoffes und die Eigenheit seines Seinsgefüges. Wir können nicht mehr daran glauben, daß sein Sein darin aufgehe, Symbol für Geistiges zu sein; und vieles, was das Mittelalter in ihn hineingesehen hat, kommt uns künstlich, ja kindisch vor. Eine ganz andere Verwandlung des Irdischen spricht aus den Gleichnissen des Herrn zu uns. Da wird den Dingen dieser Welt ihr eigenes Sein belassen. Nichts wird in sie hineingesehen, was nicht zu ihnen gehört. Sie verbleiben in ihrer schlichten Natürlichkeit und ihre Wirklichkeit wird nicht aufgelöst. Und doch vermag die gewaltige Kraft des Herzens Christi sie durchsichtig zu machen für die höchste Wirklichkeit, und das Schlichteste, Licht, Luft, Wasser und Brot, Weg und Pforte, Hirt und Herde, der Sämann und die Hausfrau, verweisen wie von selbst, ohne Überanstrengung ihres Seins, auf das Geheimnis des Göttlichen. Und dieser Überstieg vollendet sich in den Sakramenten, in denen die Verwandlung des Irdischen symbolisch und wirklich zugleich vorweggenommen wird. Das Sakrament wird die Kirche immer vor einer einseitigen, entkörpernten Geistigkeit bewahren, wie es sie retten wird vor einer Einheit zwischen Himmel und Erde, in der das Göttliche vom Irdischen verschlungen wird.

So sind wir voller Hoffnung, daß ein neues Tor sich geheimnisvoll auftun wird. Aber diese Hoffnung ist nicht ohne Wehmut, die Wehmut dessen, der dieses Hin und Her der Geschichte betrachtet und sieht, wie zuversichtlich jeder Versuch, die Einheit aufzurichten, unternommen wird, um dann der Übertreibung zu verfallen, die den Widerstand hervorruft und den Untergang vorbereitet. Der goldene Augenblick, wo die Waagschalen des Himmlichen und Irdischen im Gleichgewicht stehen, wo die Welt voller Staunen den Atem anhält, wo die Kunst als die vollkommene Verleiblichung des Geistigen die Sprache spricht, die alle verstehen, wie schnell und unwiderstehlich ist er vorbei! Immer wieder verlockt der Traum des Tausendjährigen Reiches auf Erden die Menschen; wenn nur noch dies oder das anders wäre, dann brähe das Goldene Zeitalter herein. Was dann in Wirklichkeit kam, war unmenschliche Übertreibung, eiserne Gewalt und grausames Blutvergießen. Statt zum Engel wurde der Mensch zur Bestie. Und doch vermögen alle Mißerfolge es nicht, das Trugbild aus den Herzen zu reißen. Der Mensch ist eben zu einem Reich des Friedens und des Glücks berufen. Nur daß dieses Reich nicht von dieser Welt ist.

Weil dieses Reich aber in diese Welt hineinwirkt, kann sie sich nie hier vollenden. Die Harmonie, nach der alles im Menschen ruft, hat hier keinen Platz. Die letzten Jahrhunderte haben es dem Christentum übel genommen, daß es diese Wahrheit verkündete, als wäre es selbst schuld an dem Riß, der durch die Welt geht, und als brauchte man es nur abzuschaffen, damit er sich für immer schließe. Man hat es deswegen gehaßt, so wie der unvernünftige Mensch den Unglücksboten haßt und ihm Böses will, als wäre er nicht der unschuldige Träger einer unwillkommenen Botschaft, sondern die Ursache ihres Inhalts. So mußte sich die Welt durch schmerzliche Erfahrun-

gen selbst überzeugen, daß das Christentum mit seiner Sicht auf die Wirklichkeit im Recht ist, weil eben der Mensch der ist, der er ist.

Der Mensch ist in sich zerrissen, weder ganz einer in ruhiger Übereinstimmung mit sich selbst, noch auch einfach zwei, ein Geist, der als Gast im Hause des Leibes wohnte, das ihm aber innerlich fremd bliebe und aus dem er auszöge wie der Reisende aus der Stätte, in der er die Nacht zugebracht hat. Zwischen den zwei Polen vollkommenen Einvernehmens mit sich selbst und vollkommener Selbstentfremdung schwankt der Mensch hin und her, ohne daß je einer von ihnen ganz wirklich würde. Je tiefer der Mensch seines eigenen Seins inne wird, um so heftiger spürt er die Unmöglichkeit, sich irgendwo auf die Dauer anzusiedeln. Er ist immer im Aufbruch. Kommt er in einem lieblichen Tal scheinbar zur Ruhe, so bezahlt er es mit der Oberflächlichkeit seines Lebens. Und stürzt er aus dem Ungenügen daran in die Unruhe des immer Neuen, so entgleitet ihm die Wirklichkeit, die er sich anzueignen nicht mehr die Zeit und die Kraft findet. Die Geschichte zeigt klar: wo beide Welten in harmonischer Eintracht sich durchdringen, da gewinnt das Irdische bald das Übergewicht; wo hingegen beide getrennt sich entgegenstehen, da hält der Mensch die überstarke Spannung nicht aus, und wiederum verblaßt das Göttliche und Geistige und eine profane, vordergründige und darum schale Welt bleibt zurück. Die Selbstentfremdung des Menschen ist eine Tatsache, eine furchtbare Tatsache. Aber sie entstammt nicht der Welt des Kapitalismus; sie ist nicht eine Folge bloß der abendländischen Kultur. Sie besteht, mehr oder weniger tiefgehend, mehr oder weniger auch empfunden, überall, wo es Menschen gab und gibt. Wo sie verschwunden zu sein scheint, da vegetiert der Mensch ohne Tiefe. Wo der Mensch bewußter wird, da reißt sie sich vor seinen Blicken erschreckend auf. Sie wird schmerzlicher in den christlichen Kulturen erfahren, weil das Christentum den Menschen ernster nimmt als jede andere Religion und weil es ihn nachdrücklich daran erinnert, daß er zu der vollkommenen Einheit mit sich selbst berufen ist, die er am Anbeginn einmal besessen, die er aber durch seine eigene Schuld verscherzt hat und aus eigener Kraft nicht wiederherstellen kann.

Denn die ursprüngliche und immer und zu allen Zeiten allein gemeinte Einheit des Menschen sollte so sich schließen, daß der Geist die Macht besäße, den Leib, den er beseelt, ganz in das eigene Selbstsein hineinzunehmen, ohne daß er aufhörte, Leib zu sein. Ja, erst so würde er vollkommen menschlicher Leib sein, weil er erst jetzt dem Menschen wirklich und restlos zu eigen gehörte. Aber seit dem ersten Fall hat der menschliche Geist die Kraft verloren, die zu dieser vollen Aufnahme des Leibes, zu seiner ganzen Aneignung erfordert wäre. Der Leib mit seinen eigenen Bestrebungen ist überstark geworden und zieht ihn mit seinem Gewicht herab, von sich selbst weg. Der Mensch ist nicht mehr ganz er selbst. Dieser in seiner Seinsmacht verminderte Geist ist nun immer in Gefahr, vom Leib für die eigenen Zwecke eingesetzt zu werden. Darum schlägt jede zu einfache Verleiblichung so

leicht in den Mißbrauch des Geistigen für die irdischen Interessen um. Aber ebenso ist eine leibfreie Geistigkeit ein Unding; der menschliche Geist vermag nur da voll auszuschwingen, wo der Leib seine Bewegung mitmacht. Der vermeintliche Aufstieg zu einer reinen Geistigkeit endet darum notwendig mit dem Absturz in die Ungeistigkeit. So bleibt auch im Verhältnis des Geistlichen und Weltlichen die Zweieinheit alles Menschlichen. Keine der beiden Mächte kann sich zur allein herrschenden aufdrängen, ohne selbst an diesem naturwidrigen Totalitarismus zugrunde zu gehen. Aber ebenso wenig ist es ihnen gestattet, gleichgültig nebeneinander vorbeizuleben; sie brächten damit den Menschen in eine unerträgliche Zerrissenheit. Es bleibt ihnen aufgegeben, sich immer aufs neue auszugleichen und in Hinsicht auf das eine überweltliche Ziel friedlich gegeneinander abzugrenzen.

Somit vermag der Mensch hienieden nie zum ungestörten Einvernehmen mit sich selbst zu gelangen. Aber dieses vollkommene Selbstsein bleibt trotzdem das Ziel. Der ganze Sinn des irdischen Lebens liegt in der Vorbereitung auf die Verwirklichung dieses Reiches des Friedens und des Glückes, wo der Mensch ganz zu sich selber gekommen sein wird. Wie alles Personhafte vollzieht sich diese Vorbereitung als eigene Tat des Menschen und als Gnade in eins. Es ist die mühsame und hienieden nicht zu vollendende Aufgabe, Leben und Welt mit den göttlichen Kräften des Christentums zu durchdringen und zu verklären. Jedes Geschlecht muß sie aufs neue unternehmen und wird, irdisch gesehen, an ihr scheitern.

Trotzdem darf sich der Mensch nicht aus dem Irdischen herausziehen wollen und sich so seiner Aufgabe verweigern. Der Sinn des Scheiterns ist ein anderer. Aus der Selbstentfremdung zu sich selbst, aus der Zerrissenheit zur Einheit, aus der Sorge in die letzte Sicherheit gelangt der Mensch nur über Gott, weil er nur dort zu seinem eigenen Ursprung hinfindet und so endlich ganz zu sich selber kommt. In der Verklärung wird der Leib vollkommen dem Geist angehören, weil dieser selbst wieder in Liebe sich Gott ohne Vorbehalt anheimgegeben hat.

Der Aufbau der Vereinten Nationen

Von PAUL ROTH

Der weltbedrohende Koreakonflikt hat den Begriff der Vereinten Nationen und ihres wichtigsten Organs, des Sicherheitsrates, auch vielen unpolitischen Menschen nahegebracht. Man weiß, daß unter diesem Namen ein Verband der meisten Staaten der Erde besteht, der, wie es im Eingang seiner Satzungen heißt, sich das Ziel gesetzt hat, „spätere Generationen vor der Geißel des Krieges zu bewahren, die zweimal in unserem eigenen Leben der Menschheit unsägliches Leid gebracht hat“. Man entsinnt sich vielleicht auch, daß 1920, am Ende des ersten Weltkrieges, auf Antrieb des damaligen amerikanischen Präsidenten Wilson der Völkerbund gegründet wurde, der ähnliche Ziele verfolgte und von dem die VN in der Tat vieles, auch einige